

EINS

„David Bowie trägt einen Fellmantel, einen superweißen ...“

Der erste Samstag der Siebziger, und das sind die Nachrichten – nein, die *Sensationen!* Ihretwegen halten sich junge Girls gegenseitig an den Trägern ihrer Teenform-BHs zurück, um schnell acht Pennys für die aktuelle Wochenausgabe von *Mirabelle* auf den Ladentisch zu knallen und als Erste lesen zu können, was die Klatsch-und-Tratsch-Rubrik „Grapevine“ über die Götter offenbaren mag. *Cilla Black lässt sich die Haare wachsen! Neil von Amen Corner hat ein Kätzchen von einem Baum gerettet!! Und David Bowie trägt einen Fellmantel!!! Einen superweißen!!!!*

Da ist er auch, auf der Rückseite. Auf einem Knie vor einem Busch in einem lavendelfarbenen Anzug, mit einer Fransentasche aus Velours an einer Schulter und schlaff herabhängenden Händen wie auf einem Gemälde von Michelangelo, die Haare glanzlos und ungepflegt, den Mund leicht geöffnet und den Unterkiefer ein wenig vorgeschnitten, stirnrunzelnd, als sei er unsicher, wie er auf eine Frage antworten solle, vor die er sich vom Kameraobjektiv gestellt sieht. Dies ist noch nicht das Gesicht von jemandem, der den Starruhm genießen kann, doch mit seinem Ausdruck wird es zu einem potenziellen Mosaikteil anbetungswürdiger Niedlichkeit für Kinderzimmerwände, das man aus dem Wust der wöchentlich um Sparschwein-Kleingeld buhlenden Pop-Zeitschriften reißt oder schneidet.

„EINSIEDLER.“

Größer, dünner, jugendlicher und zwei Pennys günstiger kommt die Zeitschrift *Jackie* daher, in der das neue Jahr mit „Stärkere, schnie-

kere Kerle für 1970!“ eingeläutet wird. Der schnurrbärtige Barde Peter Sarstedt ist „Mann des Monats“ Januar, Barry Evans aus *Aber, Herr Doktor* … der „Betthase britischer Backfische“, und David Bowie gerade schniewe genug für eine halbe Seite mit einem einzelnen Wort als Überschrift in der Rubrik *Mehr heiße News!* Top-Popstar David Bowie interessiert sich sehr für Astrologie, Hypnose und Wiedergeburt; zudem plant er, nach Tibet zu reisen.

„Ich glaube, die Mönche dort verstehen die tiefgreifenden Themen genau, die mich beschäftigen“, sinniert er. „Angeblich schotten sie sich wochenlang in Berghöhlen ab und essen nur alle drei Tage eine kleine Mahlzeit. Gerüchten zufolge sind einige von ihnen Jahrhunderte alt, und ich will unbedingt herausfinden, ob das stimmt.“

Schneeweiße Mäntel und Fantasien von einem abgeschiedenen Dasein als 500-jähriger Höhlenmensch auf Nulldiät. Die Welt weiß wenig über David Bowie, nun, da die Sixties vorbei sind, in deren letztem Atemzug er erst zum Star geworden ist.

„Er fing mit dem Saxofon an, spielt auch Gitarre, kennt sich mit Kunst aus, beschäftigte sich mit dem Buddhismus und ist als ‚Pantomime‘ aufgetreten.“

Alles wahr. Bloß schweigt man darüber, wie schlecht diese Auftritte waren.

„Alter 22. Schlank, blond. Ein Auge blau, das andere grau. Geboren in Brixton, London, aufgewachsen in Bromley, Kent. Er gründete ein, zwei Bands, bevor er Sänger wurde und eigene Songs schrieb. Kein Fanclub; schreibt an Philips Records, London.“

Fast alles wahr. Beide Augen sind blau, doch das linke wirkt graubraun, weil er unterschiedlich große Pupillen hat: rechts ein kleiner Punkt, links eine Billardkugel. Eine bleibende Erinnerung an einen Streit, den er als Teenager mit seinem besten Freund wegen eines Mädchens hatte. Und, nein, er hat wirklich keinen Fanclub.

„Sein Vater, ‚ein kränklicher Mann aus Yorkshire‘, ist kürzlich gestorben, und sein Bruder, den Bowie für ein Genie hält, lebt in einer Nervenheilanstalt. [David] kümmert sich vorwiegend um seine Mutter, die er auch mit ins Studio von Top of the Pops nimmt, um sie aufzuheitern.“

Hundertprozentig korrekt, aber das ist Penny von Disc ja eigentlich immer. Penny Valentine, die Hohepriesterin des Pop aus der Fleet

Street – der Straße, in der die Londoner Presse residiert –, hat die verlässlichsten Ohren, das größte Herz und den ehrlichsten Schreibstil.

„David Bowie ist ein außergewöhnliches menschliches Wesen.“

Zudem ist sie in ihn verliebt. Kann schnell passieren.

Liebte er ihn auch, jener kränkliche Mann aus Yorkshire? Die Frage wurde nie gestellt. Die Antwort liegt nun unter einem Rosenbeet verborgen, dessen Oberboden gefroren ist, die Erde darunter feucht mit der Asche aus dem einst lebendigen Fleisch, den Muskeln und Knochen seines Vaters darin, die man weniger als fünf Monate zuvor verstreut hat. Es gibt keine Gedenktafel, weder einen Grabstein noch ein Kreuz – nichts, was der Welt sagen würde, dass Haywood Stenton Jones, den man als „John“ kannte, im Jahr des Untergangs der *Titanic* in Doncaster geboren wurde und zu der Zeit starb, als die ersten Menschen den Mond betraten. Nichts von seinem Lebenswandel, seinem Nachtclub und den Träumen im Scheinwerferlicht, die mit ihm gestorben sind, nichts über seine Verdienste beim Militär oder seinen Einsatz für die Barnardo-Kinderheime, seine beiden Frauen und zwei außerehelichen Kinder. Übrig bleiben nur ein bepflanzter Flecken Erde auf einem Friedhof in der Nähe des Krematoriums in Elmers End und die Gewissheit des Halbwaisen darüber, dass die greifbaren Überreste seines Vaters – nach dem Einbalsamieren, Einsargen, Aufbahnen und Verbrennen zu Milliarden Kohlestaubpartikeln – verschwunden, aufgelöst, fortgespült oder verweht sind. Er war da, dann auf einmal nicht mehr, und wird fortan für immer weg sein. Nie können sie einander die Dinge sagen, zu deren Äußerung keiner von ihnen bereit gewesen ist. Nie gemeinsam teilhaben an allem Glück, Ruhm und Reichtum, Ehefrauen und Kindern oder Sorgen des Sohnes, der eines Tages selbst zu Asche werden wird, der da ist und dann plötzlich nicht mehr, nachdem er 46 Jahre, fünf Monate und fünf Tage auf dem trostlosen Ozean einer Welt ohne Vater verbracht hat.

Nein, nichts bleibt übrig außer den Rosen und dem Leeregefühl des Kummers in einem Reihenhaus in Bromley, nicht weit weg von

den Bahnschienen und einem Pub aus viktorianischer Zeit. Es ist dieses vorletzte Haus vor der Straßenecke, mit einem Schlafzimmer nach hinten im Obergeschoss, wo David jahrelang grübelt, plant, träumt, Wünsche hegt, Musik hört, lernt, liest und schreibt, masturbiert und sich fragt, ob er dem allen je entkommen wird. Dasselbe Haus, in dem sein Vater sein Letztes aushauchte und wo das Telefon in der darauffolgenden Woche jeden Nachmittag um fünf Uhr klingelt. Er – David – ist stets derjenige, der den Anruf annimmt, nichts hört und die Stille nicht als Verbindungsstörung deutet, sondern für eine bestärkende Nachricht von Vater zu Sohn aus dem Jenseits hält: Alles wird gut. Er überlegt sich gut, wem er davon erzählt, und verschweigt es seiner trauernden Mutter, die wie zum permanenten Gedächtnis ihrer Witwenschaft weiter darin wohnt, bis sich ein Käufer findet und sie mit der Vergangenheit abschließen kann. Nachdem dies geschehen ist und das Haus in Plaistow Grove nicht mehr Familie Jones gehört, wird das ektoplasmatische Knacksen für den Fall, dass das Fünfahrphantom die Telefonleitung je wieder besetzen sollte, für immer unverstanden bleiben.



Eine Stimme aus einer anderen Welt. Ein Unbekanntes Singobjekt, das im Winter '69 vom äußeren Rand des Radarschirms in die Charts dringt. Eine Stimme, die *nicht* aus dem Weltraum kommt, aber dort hinfliegen wird, und deren Berühmtheit vom ersten Anfang an bereits außerirdisch ist, weder von der Erde noch aus dem Himmel stammt. Der Ruhm röhrt noch von einem einzelnen Song über Einsamkeit im All her, auf den sich das Ausmaß von David Bowies Bekanntheit beim ersten Glockenschlag von Big Ben im Jahr 1970 beläuft.

Die Single – seine zehnte – war im Juli '69 erschienen. Sie brauchte drei Monate, um in die Atmosphäre der Charts einzutreten, verzögert durch ein vorübergehendes Radiosendeverbot von „Space-Songs“ in jenem übernervösen Mondlandungssommer, und verglimmte dann in der ersten Novemberwoche auf Rang 5

wie ein Sternschnuppenschwarm. Nur 60 Tage vor dem Ende der 60er-Jahre, gerade als alle drei Fernsehsender in Farbe empfangbar geworden waren und man die sogenannte „Stadt von morgen“ am Südostufer der Themse halb fertiggestellt hatte, während der Mond mit den Abdrücken von Menschen herstellter Silikonstiefel neben Sternen am Winterhimmel hing, deren Erforschung noch kühnere technologische Entwicklungen erforderten, und der Stanley-Kubrick-Film, der den Titel des Songs inspiriert hatte, noch durch die Kinos spukte wie Charles Dickens' Geist der zukünftigen Weihnacht, wurde Davids Hit gefeiert als elegischer Ausdruck unserer Ängste vor dem, was die 1970er-Jahre bringen mochten. „Space Oddity“.

Seine Melodie wirkte traurig, aber vertraut. Penny von *Disc* brachte es in ihrer ersten Rezension treffend auf den Punkt: „Mr. Bowie hört sich wie die Bee Gees auf ihrem besten Album ‚New York Mining Disaster‘ an.“ Richtig. Die Musik selbst beschrieb sie als „Kreuzung aus Moody Blues, Beatles und Simon & Garfunkel“. Liebe macht blind, doch Penny war nicht taub.

„Space Oddity“ handelte vom All und sollte auch entsprechend klingen – schwerelos wegen des Spiels des jungen Cellisten Paul Buckmaster, das pulsierte wie Polarlichter; futuristisch durch das Stylofon, ein spielzeugartiges Miniaturkeyboard ohne richtige Tasten, das David von einem flüchtigen Bekannten bekommen hatte und dessen schwirrender Satellitenton an die Geräusche von Strahlenpistolen oder Weltraumraketen in Zeichentrickserien denken ließ; einsam aufgrund des beunruhigenden Pathos in Davids Stimme und des kindlich schlichten Abzählreim-Texts, in dem ein Astronaut buchstäblich Mist baut und ziemlich dumm dreinschaut. Bowie und Major Toms Tragödie gelangten 1969 im selben Moment zu Ruhm. Wovon sich die Öffentlichkeit stärker angesprochen fühlte, ließ sich unmöglich bestimmen. War es der Sänger, das Lied oder die allzu glaubwürdige Geschichte eines einzelnen Astronauten, dessen Antrieb auf dem Weg zum Mond ausfällt, sodass er aufgeschmissen, ohne die Hilfe der Bodenstation, mit wachsender Verzweiflung hören muss, wie seine Notrufe immer schwächer werden? David sang „Space

Oddity“ nicht als Erzähler, sondern als todgeweihte Hauptfigur, die ohnmächtig durchs Rundfenster des Schiffs auf den schwindenden hellblauen Punkt Erde starrt.

Die Ballade des einsamsten Menschen im Universum.

Ein herrschaftliches Gebäude auf einer Anhöhe wie eine fette Spinne mit zweistöckigen, mehrgliedrigen Beinen an einem prachtvollen Leib, der wie ein transsylvanisches Schloss aussieht. Es wurde vor nicht ganz einem Jahrhundert für Geistes Schwäche eingerichtet, ein steinernes Rettungsboot der Verdammten, und besitzt ein eigenes Wappen. Ein gevierelter Kreis, darunter das lateinische Motto *Aversos compono animos*, was so viel bedeuten soll wie: „Ich beruhige gestörte Seelen“. Innen das Georgskreuz über der Themse, ein angelsächsisches Kreuz, Schmetterlinge und der Äskulapstab als Symbole für Seelenheilkunde und Medizin sowie das Kreuz von Southwark, dem Einzugsbereich der Anstalt in Südlondon.

Jedes Spinnenbein enthält nach Geschlechtern getrennt unterschiedliche Stationen, die nach Wissenschaftlern, Dichtern, Malern, Schriftstellern und Angehörigen des örtlichen Adels benannt wurden: Chaucer, Dickens, Faraday, Turner, Wren und dergleichen. Man führt nur noch selten Leukotomien durch, hat es aber früher häufig getan, und es kommen weiterhin sowohl Elektroschocktherapie als auch im Bedarfsfall Zwangsjacken und Gummizellen zum Einsatz. Vorzugsweise wird aber mit chemischen Mitteln ruhiggestellt: Chlorpromazin, Imipramin, Trifluoperazin. Darum dient das Personal – männlich und weiblich, viele Schwarze und Ausländer – vornehmlich als Aufpasser für wandelnde Leichen.

Jeden Morgen stehen seine tausend oder mehr Seelen zum Frühstück auf. Männer, die sich selbst rasieren dürfen, müssen sich anstellen und darauf warten, dass ein Aufseher sie in Gemeinschafts-waschräumen einseift, wo die Wände der Duschzellen unverputzt sind und die Gucklochturen der Toiletten an Pferdetransporter denken lassen. Sie waschen sich wie Strafgefangene und scheißen wie Tiere im Stall. Sie haben keine eigene Kleidung, sondern tragen

das, was man ihnen an abgetragenem Tweed in gebleichtem Grau oder ausgewaschenem Marineblau zuteilt, wenn es im entmenschten Einheitston aus der Wäscherei zurückkommt. Die Kantine bietet Haferbrei, Pflaumen, eingelegten Fisch oder Eier mit Schinkenspeck. Den Blatttee mischt man der Einfachheit halber bereits im Kessel mit Milch und Zucker, sodass er beim Einschenken körnig ist und aussieht wie von Urin aufgeschwemmter Sand. Später am Vormittag gibt es nochmals Tee und Gebäck. Das Mittagessen beschränkt sich auf Fleisch und zwei Gemüsestücke, dazu Fruchtsaft sowie als Nachtisch eine Süßspeise und Custard, eine traditionelle Eiercreme. Im Laufe des Nachmittags werden noch einmal körniger Tee und ein Stück Kuchen gereicht, um 18 Uhr erneut Fleisch und zwei Gemüsestücke. Sie essen mechanisch, abgesehen von denjenigen mit kaputter Motorik: sabbernde Zombie-Babys mit Lätzchen, denen Mütter mit gestärkten Schürzen und wenig Geduld bei Tisch die Gesichter abreiben müssen.

Wer kann, findet täglich Arbeit in Wäscherei, Küche oder Gemüsegarten. Zum Freizeitangebot gehören Korbblechten, Kunst- und Nähunterricht, Bibelratespiele und Klassik-Abende, die von gastierenden Musikern bestritten werden. In den Aufenthaltsräumen stehen Fernseher, im großen Saal werden gelegentlich Filme gezeigt, und ein Lädchen verkauft Zigaretten. Es gibt einen Pitch-and-Putt-Platz, ein Schwimmbecken und eine sehr große gotische Kirche für alle, die sich über die zur Hemmung ihrer Dopaminrezeptoren verschriebenen Medikamente hinaus betäuben möchten. Ringsum ist das Anwesen von Wald umgeben: Wildblumen und Bäume – Buche, Holzapfel, Vogelbeere, Hasel, Stechpalme, Hartriegel, Rosskastanie, Eiche, Linde und Spitzahorn. Auf einem nicht mehr verwendeten Friedhof wispern die verwesenden Gebeine früherer Unheilbarer zur Warnung: Hütet euch vor den unentzinnbaren Fängen von „The Cane“.

Auf einer nach dem Dichter und Künstler William Blake benannten Station liegt in einem Einzelbett aus Metall zwischen weiteren belegten Plätzen in einem Raum, der durch Schiebefenster

mit orangen Vorhängen überwacht wird, unter einer grünen Decke der Mann, den er als „Bruder“ bezeichnet. Kein Jones wie David, sondern ein Burns wie seine Mutter. Terence Guy Adair. Halbbruder Terry. Unehelich gezeugt mit einem Franzosen namens Wolf, der verschwand, ehe sein Bastard schreiend in einer Mittsommernacht zwischen den Weltkriegen entbunden wurde.

Die Armee gab ihr Bestes, um einen Mann aus dem Jungen zu machen, indem sie ihn in die Royal Air Force aufnahm und nach Übersee schickte, wo er manches zu sich nahm, das er besser nicht genommen hätte, und anderes sah, das er bereute, gesehen zu haben. Dinge, die ihm in schlimmen Wachträumen, Wein- und Schüttelkrämpfen nach Hause folgten. Dinge, derentwegen er glaubte, die Erde würde brennen und der Himmel sich öffnen, weshalb er sich tagelang in Höhlen in der Umgebung vor der Welt versteckte, bis man ihn fand, abstempelte und hierher nach Cane Hill schickte. Wo er nun mit 32 liegt, zehn Jahre älter als der Halbbruder, der ihn als Genie ansieht. Die Hälfte der Gene. Die Hälfte dessen, was er ist. Was er vielleicht mal sein wird.

Der blaue Fiat, der seinem Vater gehörte, steht in einer geschotterten Einfahrt an der Southend Road, einer Landstraße durch die Vororte nördlich des Bahnhofs Beckenham Junction. Das Haus mit der Nummer 42, ein Mitte des 19. Jahrhunderts hochgezogener Riese aus rotem Ziegelstein mit weißem Gesimse und Fachwerkgiebeln, steht separat und wirkt trostlos feudal. Seine Bauweise spiegelt eine Fülle frommer Quäker-Absichten wider, die sich dem gotischen Prunk des industriellen Wohlstands zur Mitte der viktorianischen Ära gebeugt hat. Der Name: Haddon Hall.

Im Dampfmaschinenzeitalter wohnte in dieser freiherrlichen Festung, die man für Charlotte Brontës Thornfield in *Jane Eyre* halten könnte, ein wohlhabender Kerzenhersteller aus Wandsworth, dessen Einkünfte womöglich für Dochte zum Beleuchten der zahllosen dunklen Winkel, Nischen, Ruhezimmer und Kämmerchen draufgegangen wären, wenn es keine Gaslaternen gegeben hätte. Aus der

Ferne sieht die Fassade der Westseite nach einer Kapelle aus, und die nach Osten ausgerichtete Rückseite wirkt von Nahem betrachtet nicht weniger imposant: ein Eingangsportal mit Säulen und einer Brüstung aus behauenen Stein, davor ein Landschaftsgarten mit Zierbäumen bis zu einer Hecke, die an einen Golfplatz grenzt. Sogar der Holzschuppen wurde bunt verglast. Die Kulisse mag idyllisch sein, doch das Gebäude scheint Unheil zu verkünden. Es ist wie geschaffen für Schreie mitten in der Nacht und Geistererscheinungen, ein gebrauchsfertiger Altar für Dämonenbeschwörungen, wie Dennis Wheatley oder H. P. Lovecraft sie mit zittriger Hand zu Papier gebracht haben.

Der Krieg konnte Haddon Hall nichts anhaben, nachdem es um nur wenige Meter von einem Marschflugkörper der Nazis verfehlt worden war. Das Gebäude überstand den Einschlag, doch sein Interieur fiel bald den Grillen des ehemaligen Gärtners zum Opfer. Dieser Mr. Hoy erbte das Gut und separierte es willkürlich in Einzelwohnungen. Appartement 7 nimmt als größte das gesamte Erdgeschoss inklusive Eingangssaal und einer Prachtstreppe an der Hintermauer ein, die sich unter einem dreiflügeligen Arkadenfenster aus Buntglas teilt; die beiden Treppen enden auf einander gegenüberliegenden Absätzen. Einst führten sie zu den Räumlichkeiten im Obergeschoss weiter, wo jetzt auf einer Seite Mr. Adams mit seiner Familie lebt und auf der anderen Seite Mr. Charles. Eine Treppe ins Nichts, zu betreten ausschließlich für die Mieter von Apartment 7, das 14 Pfund die Woche kostet.

Die Türen im Erdgeschoss bestehen aus massiver Eiche, die Wände sind frisch gestrichen weiß und die Decken mit einem einfachen, sich wiederholenden Quäker-Muster verziert. Ohne Schuhe bekommt man kalte Füße auf den mit Nut und Feder verbundenen Bodenfliesen, die gründlich gereinigt wurden, um die Duftmarken der kürzlich mit ihren Vorbesitzern – zwei spleenigen, ältlichen Professoren – ausgezogenen 18 Katzen zu entfernen. Ein opulenter Kamin nimmt die Ecke des Saals gegenüber dem Treppenfuß ein, beiderseits gelangt man in verschiedene Räume.

Beim Eintreten stößt man gleich links auf eine Küche, die früher eine Toilette war. Daran schließen sich drei Haupträume an; der größte von ihnen dient momentan tagsüber als Wohnzimmer und wird für günstige Übernachtungen vermietet. Dahinter gib es ein kleines Bad. Gegenüber reihen sich zwei große Schlafzimmer, jeweils mit Erkerfenstern: das hintere mit Blick auf Vorbau und Garten, das vordere auf die Haupteinfahrt. Diese Räume und die Personen, die darin schlafen, werden sich verändern, genauso wie ihre Farben und Gebrauchsziele. Haddon Hall verfügt über die merkwürdige Eigenschaft, die Erinnerungen seiner Besucher zu verzerrn, egal ob sie nur eine Nacht oder mehrere Monate lang bleiben. Jeder wird Zeuge eines besonderen Augenblicks der Wandlung nicht nur des Hauses selbst, sondern auch seines Hauptbewohners. Des vaterlosen Sohnes, Halbbruders eines Genies, nationalen Popstars.

„Ein großes Jahr für David Bowie.“

Die „Pop-Prognose“ von *Mirabelle* für 1970. Es gibt gute Gründe dafür, dass es ein solches Jahr wird, *groß* und *super* wie sein Fellmantel. Vorausgesetzt, David landet einen weiteren Riesenhit. Etwas Unerwartetes und Weltfremdes, das die Herzen der Massen kurzschließt und sie in gleicher Weise fesselt wie „Space Oddity“. Etwas *Neues*. Etwas *Zeitgemäßes*.

Etwas, das dem unbegreiflichen wie unausweichlichen wilden und frischen Sound der 1970er-Jahre gerecht wird.